Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Der Jungbrunnen
Autor: Wenger, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571431

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sache gleichen Gegensätze. Die Zweiheit zur Einheit werden zu lassen, hat man oft versucht, teils hat das Wissen den Glauben aufsaugen, teils der Glaube sich kühn über das Wissen hinwegsetzen wollen. Die Kraft der Einseitigkeit konnte hier wundervollen Schwung schaffen; Luther ist dank ihr der Heros des Glaubens geworden. Aber den Knoten zerhauen, heißt niemals ihn lösen. Der Mensch trägt in Denken und Wollen den Gegensatz in sich selbst, nicht ungestraft verachtet er das eine oder das andere. Die Lösung kann nur im Ausgleich liegen. Sie ist eine Aufgabe. Möglich, daß sie es bleibt — dann hätte Jeremias Gotthelf recht, wenn er erst in der Unendlichkeit Luther und Zwingli an einen Tisch setzte. Ihr ganzer Kampf ging um jenes Grundproblem. Zwingli suchte den Ausgleich. „Das Wissen steht bei der Betrachtung Gottes nicht an letzter Stelle," sagt er, Luther schloß es in religiösen Dingen aus. Das bedeutete für Zwingli Verlust an Wucht, aber Gewinn an Weite. „Die Wahrheit ist eine" — hart und unerbittlich klingt dieses Verstandeswort Zwinglis und muß auch so klingen. Aber nun tritt der Glaube hinzu, und auf einmal glühen und leuchten die Zacken in wundersamem Firnelicht. Jetzt heißt es: „Fröhlich schaut das Antlitz der Wahrheit aus." Im Glauben an die Wahrheit hat Zwingli den letzten persönlichen Ausgleich auf alle jene Fragen gefunden. Mehr noch: er hat ihn gelebt in seinem ganzen Zürcher Wirken bis zum Tode auf dem Schlachtfeld von Kappel. „Nicht fürchten ist der Harnisch!" Das ist derselbe Ausgleich, dem das Johannesevangelium, seine „Sonne", wie Zwingli es nannte, die Form gab: „Die Wahrheit wird euch frei machen."

Professor D. Dr. Walther Köhler, Zürich.

Nachsatz der Redaktion. Die beiden Zwinglibildnisse sowie auch das Zwingli-Autogramm entnehmen wir dem monumentalen Jubiläumswerk der Zürcher Reformation, dem demnächst, nach seinem Erscheinen, an dieser Stelle gebührende Würdigung zuteil werden soll.

Der Jungbrunnen.

Ein Märchen von Lisa Wenger, Delsberg. Nachdruck verboten.

Es war einmal eine Königin, die so glücklich war, so schön und ohne Sorgen, daß sie nur so durchs Leben tanzte. Jedermann liebte sie, und mehr als von allen andern wurde sie vom König geliebt. Sie war zufrieden mit ihrem Schicksal, half ihr Volk mit Freude und Liebe regieren und wünschte nichts, als daß die Zeit stehen bleiben möchte, damit alles so bleibe, wie es war. So kindlich war sie noch.

Die Königin, die sehr stolz auf ihre Schönheit war, hatte überall in den Hallen und Sälen des Schlosses Spiegel anbringen lassen. In der königlichen Ankleidekammer aber waren die Wände von purem Kristall. Wenn die Fürstin in ihrem goldbrokatenen Kleid, dessen Schleppe sechs Ellen lang war und mit Straußenfedern besetzt, durch das Zimmer rauschte, so neigten sich alle vor ihr, so schön war sie. Nur der feuerrote Hofnarr, der sagen durfte, was er wollte, klingelte mit den Glöcklein und sagte: „Alles ist eitel." Wenn sich die Königin auch darüber ärgerte, durfte sie es doch nicht zeigen, denn dann hätte der König sie ausgelacht.

Eines Tages saß sie vor der spiegelnden Wand und ließ sich einen Kranz Kornähren in ihr rotes Haar flechten. Da bemerkte sie ein weißes Haar unter ihren herrlichen goldenen, und als sie noch einmal hinsah, merkte sie, daß schon viele der silbernen Fäden sich eingenistet. Sie erschrak auf den Tod. Wie ein Feind grinste der Spiegel sie an, er, der ihr stets so freundlich geschmeichelt. Die Kammerfrau konnte eben noch die Königin in ihren Armen auffangen, als sie ohnmächtig wurde. Erschrocken eilten die Dienerinnen herbei, der Hofmeister lief, um es dem Könige zu melden; aber niemand wußte, was der Königin zugestoßen. Endlich ließ der König alle sich entfernen, und da vermochte die Königin unter Weinen und Schluchzen zu gestehen, daß sie weiße Haare unter ihren roten gefunden und daß sie nun alt und häßlich werde und daß der König sie nun nicht mehr lieben würde.

Der König liebkoste sie. „Ich liebe dich mit den weißen wie mit den roten Haaren," sagte er ernst. „Ich liebe dich schön oder unschön, jung oder alt. Ich liebe nichts an dir so sehr wie deine Seele." Aber die Königin glaubte ihm nicht mehr.

Wie Aschenregen lag die Trauer von diesem Tage an über ihr. Sie kleidete sich statt in bunte oder silberne oder goldene Kleider in dunkle, ja schwarze Gewänder. Mutlos und verzagt ging sie herum. Sie sang nicht mehr, sie schlug nicht mehr die Harfe, sie spielte nicht mehr Federball und Reifen mit ihren Hofdamen, sie vergaß sogar ihr fröhliches, kindliches Lachen. Sämtliche Spiegel des Schlosses ließ sie entfernen und über die Kristallwände ihrer Ankleidekammer dunkle Teppiche hängen. Der Hofnarr klingelte heftig mit seinen Glöcklein und fragte: „Frau Königin, wollt Ihr allein eine Ausnahme machen von allem Volk? Wer bleibt ewig jung? Blüte muß Frucht tragen." Aber sie wurde zornig und jagte den Narren hinaus.

Der König hatte große Mühe, sie nur alle Tage einmal lächeln zu machen, wenn er ihre zarten Hände liebreich drückte und ihr sagte, daß sie das Liebste sei, was er habe. Aber die Königin glaubte ihm nicht und sagte sich, daß er nur aus Freundlichkeit so zu ihr rede und daß er doch eines Tages eine andere schöner finden werde als sie.

Immer trauriger wurde sie und immer blasser ihr Antlitz, das nicht mehr von einer heitern Seele erleuchtet war.

Krank ließ sie das Haupt hangen, auf dem früher die feingezackte glitzernde Krone gestrahlt hatte, um die Wette mit den roten und den silbernen Haaren. Der König beschloß endlich, die Aerzte und Wahrsager kommen zu lassen, auf daß die Königin ihr früheres Aussehen wieder gewänne und glücklich werde.

Aber so viele ihrer kamen, keine Salben und keine Tränke halfen. Lachend saß der feuerrote Hofnarr neben dem Thron der Königin, machte ein hämisches Gesicht und flüsterte: „Frau Königin, wollt Ihr vermessen Gott ins Handwerk pfuschen? Wer vermag es, aus alt jung zu machen?" Sie jagte ihn hinaus und quälte sich weiter mit den Wassern der Zauberer, von denen keiner ihr helfen konnte. Zuletzt holte man sämtliche Hexen des Landes, befragte die Hundertjährigen und die mit sechs Fingern und die mit langen Ohren; aber es nützte alles nichts, und die Haare der Königin wurden langsam grauer und grauer. Zu Tode betrübt saß sie an ihrem Fenster, und der König verzweifelte daran, sie jemals wieder fröhlich zu sehen. Sie ging nie mehr in ihren herrlichen Garten.

Da winkte eines Tages der feuerrote Hofnarr dem Könige und flüsterte lange mit ihm, und darauf kam der König zur Königin und sprach also: „Liebste Freundin, da nichts und niemand dir helfen kann, wollen wir das letzte Mittel versuchen. Fern von hier, in einem dunkeln Wald, von schwarzen Tannen umgeben, rauscht ein Brunnen, der mit Jugendkraft von Gott begabt ist, also daß er es vermag, aus alt jung zu machen. Wer dort hinabsteigt vor dem ersten Hahnenschrei, nachdem die Nachtigall ihr letztes Lied gesungen, wer dabei an das Liebste denkt, das er hat, und auf das Gelübde eingeht, während dreier Jahre sich nie in einem Spiegel zu besehen, der hebt sich jung, gesund und schön aus den Wassern. Laß uns hinreisen!"

„Wer erzählte dir von diesem Zauberbrunnen?" fragte die Königin mit großen Augen.

„Der weiseste Mann an meinem Hofe," sagte der König.

„Es gibt keinen Weisen; denn keiner konnte mir helfen."

„Dieser zeigt dir den Weg. Gehe ihn!"

Da stand die Königin auf, willigte ein, die Reise zu machen, wurde voll Hoffnung und half selbst mit ihren zarten Händen, ihren Kammerfrauen die Kleider heraussuchen, die sie tragen wollte, und sorgte sich besonders um das eine, dunkelblaue mit goldenen Sternen, damit sie es trage, wenn sie wieder jung geworden; denn dies Kleid liebte der König vor allen. Sie hatte es beiseite gelegt seit dem Tage, an dem sie erfahren mußte, daß sie eine Frau war wie alle andern, der Zeit und Gottes Ordnung untertan.

Ein langer Zug bewegte sich durch das Land, herrlich gesattelte Pferde, Maultiere mit Glocken und roten Federbüschen,

goldene Karossen, darin König und Königin und der Hofstaat saßen. So fuhren und ritten sie durch blumiges Wiesenland, durch Wüsten, Wälder und über steinige Berge. Endlich zogen sie ein in die Dunkelheit des Waldes, in dem sich der Jungbrunnen befand. Der König hieß alle die Ritter und Frauen und Diener zurückbleiben und ging allein mit der Königin weiter auf einem schmalen Weglein, das von Tannennadeln knisterte und auf dem die grünen und goldenen Käfer und die blauen Libellen hin- und herflogen.

Sie fanden den Brunnen zwischen mächtigen Steinen eingebettet. Ein paar Stufen führten zu ihm hinab. Die Wasser zitterten leise, als wüßten sie, daß sie einem bangenden Herzen helfen sollten. Als die Nachtigall ihr letztes Lied gesungen, legte die Königin ihren Mantel auf einen der Steine. Kaum vermochte sie zu warten, bis sie sich entkleidet hatte. Ehrfürchtig, voll Glauben an die Zauberkraft des Brunnens, stieg sie die Stufen hinunter und tauchte in das eiskalte Wasser, tauchte zwei- und dreimal, auf daß der Zauber wirke und sie jung und schön dem Wasser entsteige. Ihr war, als dufte es nach Rosen und Jasmin wie in ihrem Garten und als sängen die Vögel das Lied der Liebe, als erklängen im Wald die Weisen ihrer Jugend. Ihre Augen glänzten, und ihre Wangen röteten sich, sie fühlte es, wie Alter und Schwere von ihr abfielen und daß sie jung und schön geworden. Strahlend sah sie zum Könige auf.

Als sie nun aus dem dunkeln Wald auf die Wiese hinaustraten, auf der ihr Hofstaat wartete, sahen alle erstaunt auf die Königin, die mit erhobenem Haupte daherkam, und neigten sich vor ihr. Und wo der Zug auf dem Heimweg vorüberkam, grüßten die Leute und lächelten die Königin an und schwenkten die Hüte. Der feuerrote Hofnarr ritt vor dem goldenen Wagen der Königin, lachte vor sich hin und ließ seine Glöcklein klingen...

Harfenklänge ertönten nun wieder im Schloß. Die schöne Stimme der Königin erfreute den König, wenn sie in der Hauskapelle zur Orgel sang, und Lachen und fröhliches Leben hob das Haupt; denn Arm in Arm wie früher ging die Königin mit dem König in ihrem herrlichen Garten, wo die tausend Blumen blühten und Rosen und Jasmindüfte über die springenden Wasser zogen. Und wie früher tauschten sie Worte der Liebe, wie früher teilten sie, was sie betrübte und bedrückte, und es schien ihnen, als glänze die Freude wie die Sonne und als sei Leid kein Leid, da sie es gemeinsam trugen.

Die Königin hatte treulich die Bedingung eingehalten, sich während dreier Jahre in keinem Spiegel zu besehen, obgleich sie sich nur allzugerne wieder so erblickt, wie sie war, ehe das erste weiße Haar sie erschreckt hatte.

Nun war die Zeit um, und die Königin befahl, die Spiegel des Schlosses an ihre alten Stellen zu bringen und die Kristallwände der Ankleidekammer ihrer Teppiche zu entledigen. Sie hatte sich das dunkelblaue Kleid anziehen lassen, das mit den goldenen Sternen, und wollte mit dem König zusammen den ersten Blick in den Spiegel tun. Die Krone mit den Diamanten blitzte in ihrem Haar, und langsam ging sie, eine königliche Frau, auf die kristallene Wand zu.

Da sah sie, daß ihr Haar grau war. Laut schrie sie auf. „Was ist das?" rief sie. „Grau sind meine Haare! Grau, und nicht golden! Ich bin ja gar nicht..."

„Jung geworden," ergänzte der König. „Nein, meine Königin, jung bist du nicht, aber ..."

„Nein, nein, nein," rief die arme Königin, „du hast mich betrogen. Es war kein Zauberbrunnen, es war gewöhnliches Wasser, zu dem du mich geführt!"

„Es ist wahr," sagte der König mit Ernst. „Aber tauchtest du nicht doch in einen Jungbrunnen? Bist du nicht wieder froh geworden? Sind wir nicht Freunde? Lieben wir uns nicht?"

„Aber ..." sagte die Königin.

„Nein, kein Aber," rief der König, „dir war nicht zu helfen. Nun hast du dich drei Jahre lang schön geglaubt, hast geglaubt, daß ich dich jung sähe wie zur Zeit unserer ersten Liebe. Aber sage mir, könnte ich glücklich sein, jetzt, da ich altere, mit einem Kinde, wie du es gewesen? Bist du mir nicht geworden, was ich haben muß, die Frau, die ich ehre und mit einer tiefen Zuneigung liebe? Warst du in diesen drei

Jahren nicht glücklich mit grauen Haaren?"

„Ich war es," sagte die Königin. „Aber, Lieber, ich muß doch weinen."

„Weine," sagte der König und küßte sie. „Und wenn du dich ausgeweint hast, gehen wir zusammen in unsern Garten, wo die Blumen blühen. Komm, du liebe Frau, komm mit mir, wir wollen Rosen pflücken!"

Die Schüssel.

Skizze von Felix Beran, Zürich*). Nachdruck verboten.

Sie ist aus Holz und gelackt. Rot mit ein paar wirren Linien als Muster. Und sie ist groß, richtig geräumig und dabei wunderbar leicht. In dieser Schüssel bereitet mein Freund den Salat. Immer, wenn ich dort zu Tische bin, tut er das. Ihm gegenüber sitzt seine Frau. Semmelgelbe Locken auf schlanker Höhe. Sie sieht ihm zu. Ganz aufmerksam. Auch ich sehe aufmerksam zu. Es ist immer, als ob es das erste Mal wäre. Und selbst die Kinder, die doch so gerne aus der Gegenwart wegtanzen, sie sind ganz dabei. Und die Augen und die Nasenspitzen und die Kinne und die Schöpfchen alle, sie folgen dem Rühren und Häufeln und Wühlen im Gang der die Labung bereitenden Löffel. Ob es nun ein helles Grün ist oder ein graues oder ein dunkles. Ob es stacheliges, kleinblättriges, grasiges oder muschelig gewachsenes ist. Immer steht Form und Farbe lockend schön gegen die rote Mundung der Schüssel.

Es gibt gute Sachen auf meines Freundes Tisch. Und was die schlanken, fraulichen Finger für uns bereitet haben, davon legt er vor. Jeder Anteil, den seine Hand dem Teller überantwortet, ist eine freundliche großzügige Einladung, auf die es gar kein Nein gibt. Eine Einladung, die zu nickender Selbstverständlichkeit zwingt.

Sich und dem männlichen Gast hat er die beiden Lehnstühle hingeschoben. Von diesen aus sehen wir der Frauen Schlankheit auf hohen Stühlen stelzen.

Zwischen uns ein Nebentisch trägt die gleißende Schaukel, in der die Chiantiflasche hängt und aus langem, dünnem Halse ihr heißes Rot in die Gläser flüstert.

Im Hintergrunde irgendwo steht ein Turm von rotledernen Orangen und gelbstückigen Bananen.

Man fängt immer gleich richtig an. Polenta ausgebreitet zu einer Landschaft, weit und viel gebuchtet. Oder Makkaroni schöpfen sich aus tiefer irdener Bowle. Oder aber grüne Spargeln häufen sich neben lachenden Dotteraugen, die ihre weißen Mäntel offen um sich breiten.

Vielleicht ist auch ein Braten da. Er naht, in dunkle Schmackhaftigkeiten gebadet.

Aber dann kommt der Salat.

Man sammelt sich zum Genuß. Man vergißt den Früchteturm und unterläßt es, nach den schimmernden Zartformen der Meißener Tassen und Kannen Blicke zu tun. Ihre hübschen weißen Bäuche werden den Kaffee huldreich darbieten, und eine Geschichte schmiegt sich an ihre Reihe, die hat sogar mit Rembrandt zu tun. Oder mit Rubens? Doch das ist für dann! Jetzt ist es Zeit für den Salat in seiner roten Schüssel.

Ein Spiel der Löffel und der Flaschen. Blutiger Essig verfließt im Bernsteingelb des Olivenweins. Und es gilt, auch Witz und Gegensätzlichkeit all der grünenden Frische beizuwürzen. Und die Pulver stäuben, und die Tropfen tropfen. Vom Gartenkonzert herüber scheint die Musik dem Ringelreih der Mischdrehung sich anzurhythmen.

„Grün Rot, Grün Rot!" singt's für die Augen.

„Reihum bidibum!" meint das Ohr.

Die Nase schnuppert, und die Hand liegt fingerbereit am Tellerrand; denn es geht ans große Schöpfen, und Wälder klettern und entsteigen aus der Schüssel Unendlichkeit.

Die Musik schweigt. Wir essen. Die alte Wanduhr tickt zufrieden. Wie gut es uns schmeckt!

*) Aus der unveröffentlichten Sammlung „Vom lieben Ich", vgl. „Die Schweiz" XIX 1915, 635 f. XX 1916, 603 ff. 686 f. XXI 1917, 39 ff. 196 f.

□ □ □